

„Das zu tun heißt leben“

Von Jens Heisterkamp

Ein Schicksal, das Clara Meves* mit vielen Frauen teilt: Im Alter von 54 Jahren wird sie mit der Diagnose Brustkrebs konfrontiert. Nach Bestrahlungen und Chemotherapien lernt sie im Zuge von Reha-Aufenthalten den Ansatz der Maltherapie kennen und nimmt in den folgenden Jahren eine kunsttherapeutische Arbeit auf. Ihr Zustand bessert sich. Neun Jahre später jedoch tritt die Erkrankung erneut und heftiger auf. Medizinische Maßnahmen greifen schließlich nicht mehr: „Wieder war ich nach Beendigung einer weiteren Tabletten-therapie, die nicht angeschlagen hatte, körperlich geschwächt und am Ende. Ich verfiel dennoch nicht in Depression. An diesem Tag fasste ich den Entschluss, mit allen weiteren Therapien aufzuhören. Das war ein Entschluss wider alle Vernunft. Ich fühlte mich dennoch erleichtert, als fielen schwere Säcke von meinen Schultern“, so schrieb Clara Meves später.**

Zwei Jahre nach der neuerlichen Erkrankung wird Clara Meves sterben. In der ihr verbleibenden Zeit aber betritt sie konsequent einen neuen Weg und setzt sich bewusst malend mit ihrer Erkrankung auseinander. Am Ende ihres Lebens hinterlässt sie einen Korpus von über hundert Bildern und hat einen Wunsch: „Ich möchte allen betroffenen Frauen Mut zusprechen, möchte ihnen sagen, dass es sich lohnt zu malen oder zu schreiben. Das zu tun heißt leben“, sagt sie ihrem Maltherapeuten, den sie gleichzeitig bittet, die Bilder nach ihrem Tod zu ordnen und öffentlich bekannt zu machen. Nach kurzem Zögern willigt er ein. Aber die Sichtung der hinterlassenen Bilder weitet sich aus: In einem Zeitraum von drei Jahren wird die Rekonstruktion und Erkundung des Weges von Clara Meves zu einem Forschungsprojekt am kunsttherapeutischen Institut der Hochschule Ottersberg. Eine speziell einberufene Expertenrunde macht sich an die Auswertung der Bilder. Daneben gibt es schriftliche Zeugnisse und später aufgezeichnete Aussagen des Therapeuten sowie Interviews mit Verwandten und Bekannten.

„Ziel unserer Forschungsstudie ist es sichtbar zu machen, welche Möglichkeiten der Krankheits- und Krisenbewältigung mit künstlerischer Arbeit verbunden sein können“, sagt Professor Peter Sinapius aus Ottersberg, der das Buch jetzt herausgegeben hat. Insbesondere haben sich die Experten dabei angeschaut, „welche künstlerischen Motive oder Themen die Patientin in ihren Bildern bewegt hat und welche Bedeutung sie vor dem Hintergrund ihrer Krankheitssituation haben“, so Sinapius weiter. Dabei haben sich für die Forschergruppe vier charakteristische Phasen abgezeichnet. In einer ersten scheinen gewollt heitere Bilder die Botschaft „Mir geht es gut“ zu signalisieren. Die Kunsttherapeuten ent-

decken darin jedoch stilistische Unstimmigkeiten, die auf eine untergründige Betäubung und auch Niedergeschlagenheit hindeuten, darauf, dass die Patientin den Befund nicht wahrhaben will. Erst in einer zweiten Phase macht Clara Meves ihre Erkrankung direkt zum Thema. Werke mit bedrückendem Charakter entstehen nun, Schluchten-Motive sind zu sehen, oder ein Vogel der sich von einem abgebrochenen Baum erhebt – auch ein Symbol für Hoffnung und eine Wendung zum Guten. Eine dritte Phase verinnerlicht diese Auseinandersetzung – und interessanterweise finden die Forscher später in diesen Bildern viele Anklänge an Werke der jüngeren Kunstgeschichte, in denen sich Künstler mit ihrem Leiden auseinandergesetzt haben. In dieser Phase entstehen auch gleichsam „doppelgesichtige“ Motive, die eine ungeheure Spannung zwischen Leidenschaft und Aussichtslosigkeit ausdrücken. Eine vierte Phase überschreibt die Therapeuten-Gruppe mit dem Motto „Aussöhnung, Integration und Abschied“. In diesem letzten Schaffensabschnitt entdeckt Clara Meves noch einmal eine ganz neue Sinn-Dimension: „Meine ureigenste Welt hat oft bunte Farben, und ich habe des öfteren ein Gefühl in mir, als schäumte ein Brunnen über seinen Rand in andere Brunnen hinein.“ Das sind nicht mehr Worte einer Verzweifelten. Charakteristisch für diese Phase ist ein wunderschönes Madonnen-Bild, das ebenso gut ein Selbstporträt sein könnte, oder eine surreal wirkende Waldlandschaft, die starke Jenseits-Züge trägt und von den Herausgebern mit C.D. Friedrichs „Klosterruine im Schnee“ in Zusammenhang gestellt wird. In den vier Phasen erkennen die Kunsttherapeuten die in der Literatur vielfach unterschiedenen charakteristischen „Phasen des Trauerns“ wieder, wie sie ähnlich (und mit teilweise etwas anderer Gewichtung) Autoren wie Verena Kast oder Elisabeth Kübler-Ross erforscht haben.

Bei alldem ist das entstandene Buch alles andere als eine nüchterne Schematisierung von Krankheit und Therapie. Schon von der Komposition und Aufmachung her strahlt der Band eine Synthese aus Kunst, Poesie und Wissenschaft aus. Immer bleibt das ganz persönliche Schicksalsmoment spürbar und der große Respekt vor der Patientin und Künstlerin. Insbesondere berühren dabei ihre Selbstzeugnisse in Form von Briefauszügen und Gedichten, aber auch die immer wieder eingestreuten „ungeschriebenen Briefe eines Forschers“ an Clara Meves, eine Art posthumer Dialog mit der Malerin. Der Band wird auf diese Weise zu einem bewegenden Dokument der Auseinandersetzung von Künstlern, Therapeuten und Wissenschaftlern, in dem eine mutige Frau weiterlebt.

* Der Name wurde geändert.

** Alle Zitate aus dem besprochenen Band.